

**Johann Philipp Glock,
Bernard de Mandeville's Bienenfabel**

***Die Symbolik der Bienen und ihre Produkte in Sage, Dichtung,
Kultus, Kunst und Bräuchen der Völker (1891)***

Beilage II.

Bernard de Mandeville's Bienenfabel¹

"We cannot wish, that any work or class of works which has exercised a great influence on the human mind, and which illustrates the character of an important epoch in letters, politic and morals *should disappear* from the world."

(Macauley, Essays IV, 145)

Von diesem massgebenden Votum eines der grössten Geister und berufensten Kenner seines Volkes geleitet, lassen wir als weitere klassische Beilage zu unserer Bienensymbolik die in der Literaturgeschichte mehr genannte als bekannte und noch weniger richtig verstandene und gewürdigte *Bienenfabel* von *Bernard de Mandeville* folgen.

Von Virgil zu Mandeville, von dem klassischen Idealismus des unsterblichen Dichters zum verstandesklaren aber auch verstandeskaltten Materialismus eines Freidenkers — das ist ein gewaltiger Sprung, wie er grösser fast nicht gedacht werden kann, so tief herab wie vom Parnass der gottverwandten Poesie auf den kalten, rauhen und nackten Erdboden des gemeinen Alltagslebens, bei dessen Berührung auch der begeisterte Idealist die Wahrheit des Dichterwortes [Friedrich von Schiller, Wallenstein] begreift:

*„Aus Gemeinem ist der Mensch gemacht
Und die Gewohnheit nennt er seine Amme.“*

Und doch gehört auch diese seltsame „Bienenfabel“, wie der Leser aus diesen zum Verständnis vorausgeschickten Bemerkungen ersehen möge, so gut wie das klassische Hohelied der Bienen in das Bereich dieses Buches.

Die „Bienenfabel“ zählt, wie uns die nächste beste Literaturgeschichte belehrt, zu den merkwürdigsten, höchst charakteristischen Literatur Denkmalen des vorigen, sogenannten aufklärenden oder philosophischen Jahrhunderts. Ihr vielseitiger, literaturhistorischer, ethischer und politischer Inhalt beschäftigte die Literaturhistoriker und Bibliographen bis auf unseren Gegenwart. Die verschiedensten, oft entgegengesetztesten Urteile sind über Inhalt, die Tendenz und den moralischen Wert der Fabel abgegeben worden en

werden bis zur Stunde von der Masse derer, die den Autor nicht näher kennen lernten und aus seiner Zeit heraus verstehen wollten, meist gedankenlos nachgesprochen und nachgedruckt. Handelt es sich doch in dieser Fabel um nichts geringeres als um die fundamentalen Prinzipien der Organisation und des Bestandes der ganzen menschlichen Gesellschaft, speziell um die vielfach bestrittenen Grenzgebieten zwischen Moral und Politik, also um ein Thema, welches gerade in unserer sozial bewegten Zeit doppelte Beachtung verdient.

Der Verfasser der Bienenfabel" ist *Bernard de Mandeville*. Er war um 1670 (...) in Holland (...) geboren, hatte in Leyden Medizin studiert und war auch hier zum M.D. promoviert worden. (...) Mehr wissen wir über sein Leben nicht. Auch seine zahlreichen Schriften geben uns darüber keinerlei weitere Aufschlüsse. Die grosse Mehrzahl seines literarischen Nachlasses ist längst vergessen, bis auf ein Buch, welches gleich nach seinem Erscheinen das lebhafteste Interessen der Zeitgenossen erweckte, zu wiederholten Malen aufgelegt und in fremde Sprachen übersetzt wurde - die "*Bienenfabel*", ein standard work, welche das Jahrhundert, in dem es geschrieben wurde, überlebte und dem Verfasser einen Namen in der Literaturgeschichte seines Volkes erworben hat, bedeutend genug, dass jede Kulturgeschichte des 18. Jahrhunderts ihn nicht übersehen darf.

„Habet sua fata libelli“, dass gilt auch vor dem vorliegenden Buche. Dasselbe ist von den Autor nicht mit einem Male vollständig fertig geschrieben worden, sondern wuchs aus einem Kerne, der "Bienenfabel" im engeren Sinne [„the Grumbling Hive or Knaves turn'd Honest", zu deutsch "Der brummende Bienenkorb oder die ehrlich gewordenen Schelme"] hervor, um im Laufe zweier Jahrzehnte zu dem bekannten zweibändigen Werke politischen und philosophischen Inhalts zu erweitern. (...)

Wodurch hat das eigenartige Buch dieses anhaltende, weit über Englands Grenzen hinausgehende Interesse erweckt? Verschiedene Faktoren, deren Motive mehr oder weniger ausgeprägt in demselben enthalten sind, wirken dazu zusammen.

Zunächst war unsere Fabel vom "brummenden Bienenkorb" eine zwar beissende, aber treffende Satire auf die damaligen sozialen und politischen Verhältnisse in England. Der Dichter lässt in knappen, aber charakteristischen Skizzen die ganze damalige englische Gesellschaft wie in einer camera obscura an uns vorüber spazieren. Alle Stände und Berufsarten, die höchsten wie die niedrigsten, die geachteten wie die verachteten, müssen Revue passieren, vom allmächtigen Minister bis zum Gerichtsdienner und Scharfrichter, vom schlachtenberühmten Feldherren bis zum Krämer und Landmann herab, der dem Städter schon damals die Butter verfälschte und dafür von diesem selbst widere betrogen wurde. Für das rege aber nicht vorwurfsfreie Treiben dieser bunten Gesellschaft war "der brummenden Bienenkorb" ein recht glücklich gewählter Titel. Dabei hat Mandeville nicht einmal notwendig gehabt, sich irgendwie einer Übertreibung schuldig zu machen. Alles was die gleichzeitigen oder späteren Geschichtsschreiber, ein Hallam, Mahon (Stanhope), Ashton, Beljame, Macaulay und unter den Deutschen ein Schlosser, Hettner un Ranke, von jener Kulturperiode berichten, stimmt nur zu gut mit den Skizzen unseres Autors zusammen. Zug für Zug liesse

sich durch Namen und Zahlen belegen. Das "Zeitalter der Königin Anna", nach welchem der Engländer die ganze Zeit von Wilhelm III bis zu George II zu bezeichnen pflegt, war eine für England politisch wie sozial höchst merkwürdige Zeit, gross und reich an Erfolgen in der äusseren Politik, auf den Schlachtfeldern, im Handel und Gewerbe, in Kunst und Wissenschaft. Im grellsten, unvermittelten und fast unerklärlichen Kontraste zu so viel äusserem Glück und Glanz stand aber für alle tiefer Blickende die Tatsache, dass ein gut Teil derjenigen Persönlichkeiten, in deren hand die Hauptrollen auf der damaligen Bühne des Volkslebens lagen, es an der Bewährung derjenigen Tugenden fehlen liess, welche sonst als die alleinigen Triebfedern einer normalen Moralität gelten. Die zur Erreichung des Zweckes im grossen und kleinen angewendeten Mittel waren nicht selten verwerflichster Art. Betrug und Korruption jeder Art waren an der Tagesordnung in Handel und Wandel. Schein und Heuchelei machten sich in den höchsten wie niederen Ständen und Berufsklassen bis zum Ekel breit. Der damals üblichen Diplomatie und Staatskunst war fast kein Mittel zu schlecht, wenn er nur zum Ziele führte.(...)

Nicht besser war es mit der Moralität der breiten Schichten des Volkes selbst bestellt. Macaulay (Gesch. Englands seit dem Regierungsantritt Jakobs II., I. Bd., S. 384 u. 385) schreibt: „Es gibt kaum eine Seite in der Geschichte oder leichteren Literatur jener Zeit, die nicht irgend einen Beweis enthielte, dass unsere Altvorderen weniger moralisch und human waren als ihr Nachkommen. Die Zucht in Werkstätten, in Schulen, in Privatfamilien war, wiewohl nicht wirksamer als gegenwärtig, aber unendlich härter. (...)

Diese und noch viele andere Tatsachen der damaligen öffentlichen und privaten Sittlichkeit muss sich der Leser der Mandevilleschen „Bienenfabel“ vor Augen halten, wenn er das gute Recht unserer Satire begreifen und dieselbe nach Form und Inhalt verstehen will.* (*Fussnote: Diese nicht mehr als billige Forderung gegenüber dem vielverkannten Autor stellt auch Dr. *Paul Goldbach* in seiner von uns benutzten Inaugural-Dissertation über „Bernard de Mandevilles Bienenfabel“, Halle 1886. Goldbach hat sich durch ein sorgfältiger Quellenstudium um die Textkritik der Fabel verdient gemacht, was wir an dieser Stelle gerne hervorheben, wenn wir auch in der Würdigung der Bedeutung der Fabel dessen Ansicht nicht ganz teilen können.)

Dazu kommt als besonderer Vorzug, dass der Autor trotz der ihm als Zeitgenossen noch mehr zu Gebote stehenden Überfülle des Stoffes nie weitschweifig wird oder sich in das Einzelne oder Persönliche verliert. Die einzelnen Skizzen sind so kurz und knapp als möglich gezeichnet; die Pointen werden nur angedeutet und der Phantasie des Lesers überlassen, das weitere hinzuzufügen. Die Sprache entbehrt nicht ohne Absicht jedes Rhetorisches Schmuckes, über den Mandeville wohl verfügte, wie aus mancher klangvoll schönen Wendung der später beigegebenen Remarks hervorgeht. Die trockenen Form vermehrt die Scharfe des Sarkasmus, so dass die einzelnen Worte und Sätze wie scharfe Pfeile in die verwundbaren Seiten des Gegners eindringen.

Als illustrierende Pendants zu den einzelnen Skizzen unserer Bienenfabel muss man eigentlich die berühmten Zeichnungen Hogarths (1697-1764), eines jüngeren Zeitgenossen Mandevilles in die Hand nehmen.(...) Aber

beide, Mandeville wie Hogarth, haben ihrem Zeitalter nur den Spiegel vorgehalten. Mit Recht sagt Thackeray in seinen Vorlesungen über die englischen Humoristen von Hogarths Bildern, welche wir die unwillkürliche Illustration zu Mandevilles „Bienenfabel“ nenne dürfen, und die ebenso wie diese recht absichtlich aller Formenanmut in Komposition und Vortrag entbehren: „In ihnen lebt England, wie es vor 100 Jahren war, unzerstörbar leibhaftig fort.“ (...)

Ebenso wie Hogarths Bilder sind auch Mandevilles Skizzen keine Satire auf die Tugend und gute Sitte, oder gar, wie übereifrige Sittenwächter schon behaupteten, ein Hymnus auf das Laster und die Frivolität. Wer den Autor der Bienenfabel dessen bezichtigt, tut ihm bitteres Unrecht. Er selber verwahrt sich schon im Vorwort zur I. Auflage (1714) ausdrücklich gegen diesen Vorwurf.(...)

Diese Vorwürfe, die dem Autor sogar durch die Grand Jury of Middelsex eine Anklage wegen „Prophaness, Immorality and Irreligion“ bei dem Court of the King’s Bench zuzogen und um derenwillen von allen Kanzeln seines Landes Verdammungsreden gegen ihn gehalten wurden, hat Mandeville doch nicht verdient. Er will, allerdings mit scharfer Lauge, die Unvernunft und Torheit derjenigen zugleich blossstellen, welche stets schöne Worte machten vor dem Reichtum, der Macht und Blüte ihrer Nation und als beati possidentes die Vorteile dieses Glückszustandes, all die Genüsse, Annehmlichkeiten und Bequemlichkeiten der höheren Zivilisation sich schlaue zu nutzen machen, dabei aber in pharisäischer Weise fort während murren und klagen über die gleichzeitigen sittlichen und sozialen Schäden, die doch unzertrennlich sind wie der Schatten vom Licht und gerade in ihrem persönlichen Leben am allerhässlichsten zu tage treten. Dem pessimistischen Egoismus zeigt er den Balken im eigenen Auge und die Egoisten erinnert er einwenig an ihr eigenes Gewissen, damit sie sich schämen möchten, fortwährend Laster zu verurteilen, deren sie sich selbst ohne Ausnahme allermeist schuldig machen. Galt doch gerade diesem Zeitalter das scharfe Wort Mahons in vollem Umfang: „Dieser Mischmasch von nationaler Weisheit und Torheit, von Glückseligkeit und erschreckendem Übel ohne jedes Verhältnis!“

Indessen begibt Mandeville in der Konsequenz seiner Satirik, kraft welcher er nicht zurücksteht auch die letzte Gedankenlinie seines philosophischen Systems auszuziehen, einen formalen Fehler, angesichts dessen wir die missgünstigen oder übereifrigen Beurteilungen wohl begreifen. Er verliert scheinbar allen idealen Boden unter den Füßen, schießt über das Ziel hinaus und kehrt das Oberste zu unterst und das Unterste zu oberst. Denn das bedeutet schliesslich die paradoxe Schlussfolgerung „Private Vices - Publick Benefits“ welche der Autor der „Bienenfabel“ absichtlich als weiteren Titel gegeben hat. Welch ein vermessen Wort, wenn man es zum ersten male so obenhin liest oder hört, beleidigend und tief verletzend für jedes gesunde sittliche Gefühl! Und doch, bei ruhiger Überlegung und naherer Kenntnisnahme der Dinge, auf die es gemünzt ist, ein wahres Wort, nur zu wahr in der brutalen Wirklichkeit dieses Kampfes aller gegen alle, genannt Menschenleben.

Wie kam aber der Autor, der doch ausgesprochenemassen zunächst nur eine zeitgemässe Satire schreiben wollte, nach und nach zu dieser seltsamen, vor ihm unerhörten Paradoxie philosophischer

Weltbetrachtung?

(...)

Unseres Erachtens ist es aber weder die Satire, noch die vorgetragene philosophische Polemik, was Mandeville einen bleibenden literarischen Namen eingetragen hat. Sein Verdienst und Ruhm liegt auf einem ganz anderen Gebiet, auf dem erst nach ihm als Domäne der Wissenschaft behandelt und gerade in unseren Tage als höchst wichtig erkannten Gebiete der Sozialpolitik, des gesellschaftlichen Lebens.

Dazu bot sich für den Autor in dem von ihm satirisch behandelten Kontraste zwischen der hohen politischen und wirtschaftlichen Blüte seiner Nation einerseits und dem daneben hergehenden selbstzuchtigen Gebaren der einzelnen Staatsbürger andererseits ein durch Zeit und Umstände motivierter, glücklicher Ausgangspunkt. Der auffallende Kontrast ist für den Autor keine unvermittelte, unnatürliche Zeiterscheinung, sondern ein *kategorisches*, mehr oder weniger *notwendiges Ergebnis jeder Volksentwicklung, ja der fortschreitenden Kultur der Menschheit selbst*, sofern dieselbe nun einmal ist, wie sie ist, nicht wie sie sein sollte und in den Köpfen der optimistischen Idealisten sich ausmalt. Hier hat der Geist Mandevilles eine Entdeckung gemacht und zwar von grösster Tragweite. In der Wirklichkeit des Lebens arbeitet nicht bloss die Tugend als guter Engel an dem Aufbau des Volkslebens mit von Geschlecht zu Geschlecht, sondern der böse Geist der Selbstzucht, gefolgt von zahllosen Schar von Lastern aller Arten und Anstufungen, hat gleichfalls seine Hand im Spiel. An dem Webstuhl der Zeit mag die Tugend noch so sehr der des Gewebes sein; der Einschlag der Selbstsucht kann nicht behindert und geleugnet werden. Nicht nur die Engländer, welche Mandeville zunächst im Auge hat, auch die mit ihnen um die Weltherrschaft damals noch wetteifernden Holländer, und vorher die Spanier, die Portugiesen und die stolze Republik von Sankt Markus, kurz all die mächtigen seefahrenden Nationen unserer abendländischen Ära, eine nach der anderen, haben dem Grundsatz gehuldigt: „Für uns die Freiheit, gegen andere das Monopol!“ - eine Staatsraison, deren Gleisnerei unser sittliches Gefühl für Wahrheit und Recht empören würde, wenn nicht eben diese Monopolisierung, zuletzt doch der gesamten europäischen Gesittung, der Kultur der Menschheit Gewinn gebracht hätte. Unser Dichter [Friedrich von Schilling (1754-1805), *Der Kaufmann*] hat recht:

*„Euch, ihr Götter, gehört der Kaufmann. Güter zu suchen
Geht er, doch an sein schiff knüpfet das Gute sich an.“*

Hat Hugo Grotius in seiner denkwürdigen Schrift über das „mare liberum“, der er den vielsagenden Nebentitel „de jure quod batavia competit ad Indiana commercia“ anders gelehrt? Ihr Kernsatz: „Nach Völkerrecht haben alle Menschen die Freiheit, mit einander Handel zu treiben“ wird praktisch dahin ausgelegt: „Die Holländer segeln frei in alle Welt und suchen im Auslande durch *jedes* Mittel die fremden Konkurrenten zu verdrängen.“ Ist es nicht eine von Spinoza erdachte Staatsmaxime, jene furchtbare Lehre: „Ein Vertrag zwischen Völkern besteht, solange seine Ursache besteht, die Furcht vor Schaden

[Schande] oder die Hoffnung auf Gewinn?""* (Fussnote. Vgl. D.J.B. Kuechelbecker „Allerneueste Nachricht vom Königreich Engelland. 1737, S. 13, 165-168. Chamberlayne, Present State of England, S. 38, 41, 74.)

Wie im grossen so im kleinen. Auch das soziale Leben im engeren Sinn, das Streben und Wirken der verschiedenen Stände und Berufsklassen, welches die „Bienenfabel“ satirisch charakterisiert, das ganze öffentliche und private Leben der Gesellschaft wird von dem Geiste der härtesten Selbstzucht wie von einem Sauerteig durchdrungen, der sich als unentbehrlich scheinendes Ferment unseres Kulturleben erweist, und zwar in um so höherem Grade und in um so breiterer Ausdehnung, je reicher und mächtiger der jeweilige Staat, je komplizierter das Volksleben, je gesteigerter die Kultur ist. Überall sehen wir - manche strahlende Grosstat der Geschichte und manches Kraftgenie könnte als Beweis angeführt werden - einen Teil jener geheimnisvollen Kraft, die, um mit Goethes „Faust“ zu reden,

*„Stets das Böse will
Und stets das Gute schafft.“*

In Anbetracht der angeborenen Leidenschaften und Schwächen der menschlichen Natur kann es gar nicht anders sein. Auch der strengste Sittenrichter kann sich der Wahrheit der Tatsache nicht verschliessen, dass die ganze Reihe sittlicher Schwächen und Mängel, an denen unser Geschlecht krankt, Eitelkeit, Hochmut, Ehrgeiz, Neid, Genusssucht, Luxus, u. s. f., die Mandeville in drastischer Weise als Laster bezeichnet, kraft einer wunderbaren Verkettung von Ursache und Wirkung indirekt manches Gute und Schöne im Gefolge hat. Mit dem steigenden Lebensgenuss wächst Handel und Wandel, Gewerbe und Industrie. Tausend fleissige Hände erhalten dadurch Arbeit und Lebensunterhalt. Deshalb wird kein Vernünftiger das direkte Verhältnis von Ursache und Wirkung auf den Kopf stellen und die Selbstsucht und das Laster als Quelle der öffentlichen Wohlfahrt preisen. Das wäre die Verneinung der sittlichen Weltordnung, in der wir leben und ohne deren Anerkennung unser ganzes Dasein ziellos und unsittlich ist. Gegen diese wollte auch Mandeville nicht schreiben. Er verwahrt sich wiederholt dagegen, als ob er die Absicht habe, „to debauch the Nation“, wie ihm im Wortlaute der Anklageschrift der Grand Jury of Middlesex zur Last gelegt wurde. Die Paradoxie „Private Vices - Public Benefits“ habe er nur gewählt, um dadurch die Aufmerksamkeit des Publikums auf sich zu ziehen, was man dem Autor doch wohl gelten lassen kann. Die Schrift müsse überhaupt cum grano salis genossen werden. Auch habe er, wie er ausdrücklich hervorhebt, nicht für alle und jeden aus dem Volke geschrieben; er wende sich hauptsächlich an die Magistrate und Politiker von Fach, überhaupt an den denkenden Teil der Menschheit; sein Buch sei keine Unterhaltungslektüre für das urteilslose Volk und für die unreife Jugend beiderlei Geschlechtes.

Trotzdem wurde Mandeville als Sophist und Zyniker ausgeschrien und als Vorläufer des französischen Enzyklopädisten, vor allem eines Voltaire und Helvetius gebrandmarkt. Es geschah ihm Unrecht damit und der Folgezeit bleib es vorbehalten, ihn besser zu verstehen und den von

ihm erstmals entdeckten und wissenschaftlich vertretenen, sozialpolitischen lehre die wohlverdiente Beachtung zu schenken. Es sind nicht die letzten unter den Männern der Wissenschaft, welche den hohen volkswirtschaftlichen Wert der in der „Bienenfabel“ niedergelegten Lehren rühmend anerkennen.

Kein geringer als *Adam Smith*, der eigentliche Begründer der Nationalökonomie als Wissenschaft, hat eines seiner bedeutsamsten Prinzipien, dasjenige der *Arbeitsteilung in der Gesellschaft*, von Mandeville entlehnt und seinem klassischen Hauptwerke der Volkswirtschaftslehre (nature and causes of the Wealth of Nations. I. edit. 2 vols. 1776) eingefügt. Wilhem *Roscher*, der erste Kenner auf diesem Gebiete unter den Fachmännern deutscher Zunge, hat diese Abhängigkeit Smiths von Mandeville in dem genannte Punkte in einer für die Originalität des letzteren besonders ehrenden Weise anerkannt. (vgl. „Zur Geschichte der englischen Volkswirtschaftslehre“, Leipzig 1857, S. 123). Mandevilles Ansichten über die moralisch zweifelhaften Mittel der Politik sowie über die staatliche Beschränkung bestehender sozialer Übelstände und Unsittlichkeiten, „soweit deren ganze Ausrottung untunlich und deren Nichtbeachtung gemeinschädlich ist“, sind im wesentlichen die selben, welche *Holzendorff* als moderne Staatsmaximen in seinen „Prinzipien der Politik“ (Berlin 1869, S. 175 ff.) aufführt. *Macaulay* (critic and historic Essays I, 7) würdigt in besonders rühmender Weise Mandeville als Beobachter und Menschenkenner, mit dem er keinen geringeren als den grössten Charakterdichter aller Zeiten, Shakespeare, vergleichen möchte und meint: „Wenn Shakespeare ein Buch über die Motive des menschlichen Handels geschrieben hätte, so würde es aller Wahrscheinlichkeit nach nicht halb so viel geschickte Schlüsse über den Gegenstand enthalten haben als die „Bienenfabel“. Freilich würde auch Mandeville, so ausgezeichnet er es verstehe, Charaktere in ihre Elemente auszulösen, kaum imstande gewesen sein, einen solchen Charakter wie etwa Jago zu komponieren.“ Graik (compendious history of Engl. Lit. Lond. 1875 Vol. II, p. 252 ff.) nennt die „Bienenfabel“ „das bemerkenswerteste philosophische Werk seiner Zeit“. Was immer der philosophische Wert oder Unwert des darin niedergelegten Systems sein möge, jedenfalls sei der Gegenstand, welchen der Autor behandelt habe, „kein unmoralischer“. Leider sei aber das Buch eines von denjenigen, die „mehr genannt als überhaupt gekannt seien“.

Wir fassen zum Schluss unser Urteil über das interessante Buch dahin zusammen:

Mandevilles „Bienenfabel“ hat weniger einen poetischen als einen *philosophischen* Wert und ist für die Geschichte der Sozialpolitik und Volkswirtschaft von bleibender Bedeutung. Ob man die letztere annimmt oder verwirft, kommt erst in zweiter Linie in Betracht. Ein anderer ist der Standpunkt des Theologen und Moralisten, ein anderer des Empirikers und Nationalökonomen.

Jedenfalls steht fest und diese Tatsache allein schon gereicht jedem Berehrer und Freunde der Bienen zur Freude, wenn er weiss, dass unter den zahlreichen Satiren und Fabeln, welche den wunderbaren Bienenstaat zum Gegenstand haben, auch ein klassisches Werk sich befindet. Darum

dürfte in einem Buche, welches neben dem ästhetisch Schönen und Guten auch das weniger anziehende Wirkliche und Wahre aus der Weltliteratur zum Wert kommen lassen möchte, sofern es in dem Leben des Bienenvolkes ein wirksames symbolisches Substrat der Darstellung gefunden hat, Mandevilles epochemachende Bienenfabel nicht fehlen.

Noch gilt aller grauen Theorie en endlosen Prinzipienreiterei zum Trotz das Wort, welches Mandeville seiner Fabel auf dem Weg als Motto mitgegeben hat, eines der besten aus der praktischen Staatsweisheit der Alten: „Opinionum commenta delet dies, naturae judicia confirmat“ (Cicero de natur. deor. II).

1) Fussnote: (...) Das Gedicht wurde bis jetzt nur einmal ins Deutsche übersetzt und zwar von Dr. S. Ascher (Leipzig, 1818). (...) [Mandeville's Urtext des Gedichtes und Ascher's metrische, reimlose Übersetzung sind beide in Glock's Buch.]